

Weltwochenschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 9

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

nisvolles Herangezogensein. Aber — solche unlogischen Regungen mußte man anderen Menschen überlassen.

„Nun kommen Sie, Herr Becker. Das ist schön, daß Sie Wort halten. Wir wollen in Ruhe besprechen, was werden soll.“

Beckers Hand lag leblos in Genindes. Geninde fühlte den Puls hastig klopfen. Offenbar, der Mann war rein physisch noch keineswegs wieder in Ordnung. Und schon zog Becker seine Hand zurück wie auf der Flucht vor dem warmen, zupackenden Griff Genindes. Er ging stumm neben Geninde her, sah sich ab und zu scheu um. Einmal fuhr er zusammen, als die Linde links vom Hause im Nachwind stärker aufrauschte.

„Sie sind sehr herunter, Becker, nun, das wird sich geben. Das ist nur der Wind. Erschrecken Sie doch nicht. Da ist niemand. Wovor sollten Sie sich jetzt fürchten?“

Geninde öffnete schon die Haustür, dann saßen sie sich gegenüber, Becker in demselben Sessel, in dem gestern Udda gesessen. Er schwieg, es war Geninde nicht möglich, ihn zu einem Gespräch aufzulockern.

„Trinken Sie doch“, er schob ihm das Glas mit dem kühlen Rheinwein herüber. „Sie müssen ein bißchen Schwung bekommen, um über das Gestern zu dem Morgen zu kommen.“

Becker sah ihn an. Leidvoll und stumpf zugleich. Dann nickte er eckig. Geninde hob das Glas:

„Auf den Freispruch, Herr Becker, und auf ein neues Leben!“

„Neues Leben?“ fragte Becker, „es gibt für mich kein neues Leben, Herr Rechtsanwalt.“

„Was für ein Pessimismus! Wenn Sie gestern so gesprochen hätten, ehe wir das obliegende Urteil hatten? Aber heute? — Und sehen Sie, das zwischen gestern und heute liegen nur 24 Stunden, und schon ist alles vollkommen anders. Nur so eine kurze Spanne Zeit und das ganze Leben ist verändert.“

„Manchmal braucht's gar nicht solange, manchmal braucht's nur 10 Minuten.“ Becker sagte es aus der halben Dunkelheit.

„Ach, Sie denken an diese 10 Minuten, die Ihnen das Leben gerettet haben? Richtig! Hätten Sie den Wächter oder vielmehr den Mann am Elektrizitätswerk nicht nach der Zeit gefragt, ich glaube, ich hätte Sie nicht freibekommen. Diese 10 Minuten haben entschieden.“

„Warum haben Sie sich eigentlich so für mich eingesetzt, Herr Rechtsanwalt? Haben Sie von vornherein geglaubt, daß ich unschuldig bin?“

„Hätte ich das nicht geglaubt, so hätte ich Sie nicht vertreten“, sagte Geninde mit einer leisen Verwunderung. Dann fuhr er sich mit der Hand über die Stirn:

„Die Gerechtigkeit ist das Einzige, wofür ich noch lebe.“

Becker goß das zweite Glas herunter. Sein fahles Gesicht wurde röter. Geninde füllte Beckers Glas zum dritten Male.

„Auf die Gerechtigkeit, Becker!“

Genindes große mächtige Augen versenkten sich in die seines Gastes. Beckers Glas schwankte. Er hatte sich zu rasch vorgebeugt: Ein paar Tropfen verspritzten auf den Tisch.

„Verzeihung“, sagte er.

„Ja, Sie haben es mir nicht leicht gemacht, Becker. Nächste lang habe ich gegrübelt, wie ich Sie durchbekommen könnte. Es ist wie bei allen Dingen: Der Anfang ist das Schwierigste. Hat man erst den richtigen Anfang, so Wickelt sich alles weitere folgerichtig ab. Nach längeren Zweifeln hatte ich mich — schon vor der Aussage des Kölpe — entschlossen, die Begegnung mit dem Wächter als Ausgangspunkt zu nehmen. Zwanzig Minuten nach zehn fragten Sie ihn nach der Zeit. Genau zur selben Minute, in der der Mord geschah. Das Elektrizitätswerk ist zehn Minuten von der Mordstelle entfernt. Sehen Sie, nicht ich habe Sie gerettet, die zehn Minuten haben es getan.“

Becker sah ins Dunkel.

„Also erst die Uhr war — — —“

„War Leben und Tod für Sie. Ein Beschuldigter freilich weiß manchmal nicht, daß die Juristen aus dem Kleinsten oft die größten Schlüsse ziehen. Der Laie bemüht sich um die großen Dinge und sieht nicht, wo das Entscheidende verborgen liegt, er

hält die Juristen meist für lächerliche Bedanten. Aber gerade Ihr Fall beweist, wie recht diese Bedanterie ist. **Seh n Mi n u t e n**, ein paar Tropfen Zeit, und dennoch für Sie das ganze Leben.“

„Ja — das ganze Leben“, sagte Becker.

Seine Hand zitterte wie die eines leicht Trunkenen, als er das Glas wiederum heruntergoß.

Geninde sah diese erregt zitternde Hand.

„Nun wollen wir endlich einmal von diesem Thema fortgehen, Becker. Aber was ist Ihnen denn?“

Becker beugte sich vor. Sein Gesicht war hartnäckig wie das eines Menschen, der dem Rauch schon unterliegt.

„Angenommen, die Uhr der — der —“

Er sprach nicht weiter.

Fortsetzung folgt.

Weltwochenschau

Abstimmungssonntag

Mit überwältigendem Mehr wurde vom Schweizervolk das Rätoromanische als vierte Landessprache anerkannt. Woher in Graubünden die 1500 Nein kamen, fragt man sich. Fast jeder 10. Bündner! Bei der Einhelligkeit der Zeitungen und Parteien bekam man vor der Abstimmung das hängliche Gefühl, es solle „Einigkeit“ in einer Sache demonstriert werden, die nichts koste als Worte, und man wolle damit unbewußt die Tatsache verdecken, daß es dort, wo es um Dinge der Kaffe gehe, unendlich viel schwerer werde, sich zu einigen. Daß die Meinfager sich zeigten, mag vielleicht heißen, man wolle diese billige Einigkeit nicht . . . wolle vor allem nicht ihre **Demonstration!** Wenn es das hieße, wäre es erfreulich.

Auch der bundesrätliche Gegenentwurf über die Kontrolle der Rüstungsindustrie erhielt eine überwältigend große Zahl von Ja-Stimmen, und in dieser wie in der Sprachenvorlage fiel kein Kanton aus der Reihe der Annehmenden. Abermals muß man sich daran erinnern, daß die Volksmeinung einhellig die Kontrolle verlangte, daß der normale Bürger als selbstverständlich ansieht, die „blutige Internationale“ solle nicht auf unserm Boden Fuß fassen und den Kriegsgurgeln Waffen und Munition liefern. Wir wollen uns freuen, daß künftig strenge Bundeskontrolle herrschen wird, daß nur noch konzessionierte Firmen solche „Waren“ produzieren dürfen, aber wir wollen uns nicht zu sehr damit aufblasen. Denn es hat immerhin eine Initiative der „Europa-Union“ (nicht der Pan-Europa-Union in Wien!) bedurft, der Sammlung von 50.000 Unterschriften, ehe das eidgenössische Parlament und der Bundesrat diese Aufgabe begriffen und eine eigene, nun angemessene Gesetzesvorlage schufen.

Abgelehnt wurde die Initiative der Kommunisten, welche die „Dringlichkeits“-Angelegenheit auf eigene und merkwürdige Art lösen wollte. Wir sagen „merkwürdig“: Seltsam klingt es für unsere Ohren, daß Gesetzesvorlagen, die im Interesse des „werttätigen Volkes“ liegen, als dringlich der Abstimmung eben dieses Volkes entzogen werden sollten. Keine einzige Partei hat diese Forderung gestützt. Die Kommunisten waren der Ansicht, das Volk sei in solchen Fällen sowieso nur von einer interessierten Presse gegängelt und werde seine Interessen nicht erkennen. Darum sei es „in seinem eigenen Interesse auszuschalten“. Gewiß entspricht dies dem Glauben der Kommunisten, und ihr Stalin praktiziert die Gängelei großartig. Am Sonntag haben die Kommunisten erfahren, daß man hierzuland ihre Ansicht über die Volks-Unmündigkeit nicht teilt.

Bei allen so eindeutigen Volksentscheiden, ob negativ, ob positiv, kommt man auf den Gedanken, auch die „schweren Probleme“ (die was kosten), müßten so gelöst werden, daß man in der Lösung das allseitige Interesse erkenne. Daran fehlt es meistens.

Wird Oesterreich verschluckt?

Am 12. Februar wurde der österreichische Kanzler Schuschnigg vom deutschen Diktator Hitler auf den Oberalpbau bei Berchtesgaden gebeten, oder gezwungen. Man weiß immer noch nicht, wie höflich Hitlers Bitte war, oder wie scharf die Drohung. Der Herr von Papen, Gesandter in Wien, wird die Ernsthaftigkeit der deutschen Bitten schon deutlich gemacht haben.

Nach der Rückkehr Schuschniggs geriet halb Europa in Aufregung, und Oesterreich begann zu raunen und zu mutmaßen. Nichtsjagende Communiqués beider Regierungen vermehrten die Unruhe. Eins war von Anfang an sicher: Berlin triumphierte, und Wien war bedrückt. Wie sehr Berlin Grund zum Triumph hatte, und wie weit die Wiener Bedrückung begründet war, ergibt sich auch heute noch nicht mit aller Sicherheit. Die Welt läßt sich seit Jahren von den „Anfangserfolgen“ der dynamischen Staaten blaffen und schätzt die Widerstände, die sekundär erfolgen, gering ein. Das ist bestimmt ein Fehler. Im Weltkrieg wurden die militärischen Anfangserfolge der Ludendorff-Armee typisch und verbreiteten den Glauben an die Unbesiegbarkeit des wilhelminischen Deutschland. Bis 1918 bewies, daß die Widerstände der nichtdeutschen Welt unendlich gewachsen und unüberwindliche Reserven auf den Plan getreten seien. Vielleicht geht es auch jetzt und in der Zukunft so.

Oesterreich hat seinen Naziminister Seyß-Inquart erhalten. Die politischen Gefangenen, auch die Sozialisten, werden amnestiert. Die NSDAP wird wieder legal, in welcher Form, das steht noch nicht fest. Die „Vaterländische Front“ soll sich ihr öffnen. Hafenkreuzfahrten werden geduldet. Bereits gab es in den größeren Städten Umzüge der bisher Illegalen. Gefangene wurden mit Musik und Jubel abgeholt und herumgeführt. Pläne bestehen, das österreichische Heer mit deutschem Material auszurüsten, die Zusammenarbeit der Generalstäbe einzuleiten, ein Hitler genehmes Oberkommando zu schaffen. Wirtschaftsabkommen sollen der deutschen Aufrüstung das steirische Erz sichern. Kulturabkommen hätten die Gleichschaltung der Presse einzuleiten. Die Judenfrage wurde noch nicht angeschnitten, aber die Viertelmillion österreichischer Juden zittert trotz beruhigender Erklärungen ihrer Presse und ihrer religiösen Führer.

Man darf nicht übersehen, daß bis zum 20. Februar in Oesterreich nichts durchgesetzt wurde als der eine Nazi-Minister und die Amnestie. Alles weitere sind Pläne, die immerhin Verhandlungen voraussetzen. Und nun wird es sich weisen, ob Wien in den Verhandlungen mehr Kraft zeigt, als Schuschnigg auf dem Oberalpbau zeigen durfte. Das heißt, ob es nun endlich von der aufgeschreckten Welt, von England, von Frankreich, von Prag, vom Vatikan, vielleicht auch von Mussolini oder von den Jugoslawen mit „Argumenten“ versorgt wird, die in Berlin Eindruck machen. Oesterreich hat noch nicht kapituliert. Das Dritte Reich ist zwar mit der Tür ins Haus gefallen, aber...

Die Organisation des österreichischen und europäischen Widerstandes ist bestimmt im Gange. Das erkennt man an verschiedenen Symptomen. Erstens reißt der Wiener Kardinal Innitzer nach Rom. Der Vatikan kann in seinem eigenen Interesse nicht dulden, daß gerade der Staat verschwindet, der seine Verfassung auf den Katholizismus gründet und als das eigentliche Bollwerk gegen das Neuheidentum betrachtet wird. Die heimliche Hoffnung der entmachteten deutschen Katholiken darf nicht ausgelöscht werden. Vom Vatikan werden die Fäden nach allen möglichen Seiten gesponnen. Der österreichische Kronprinz Otto von Habsburg begibt sich auf Reisen. Hat seine Erklärung, er werde niemals auf seine Thronansprüche verzichten, auch wenig Gewicht: In Oesterreich selbst löst sie starken Zuzug im legitimen Lager aus, und in Frankreich und England wird unter allen Möglichkeiten auch die „Rettung Oesterreichs durch Habsburg“ erwogen. In Jugoslawien schlagen die slovenischen Blät-

ter Alarm. Wenn Deutschland zur 75-Millionenmacht geworden und bis Klagenfurt reicht, strebt es mit Sicherheit nach der Adria, und der Weg dorthin geht durch Jugoslawien. Möglich, daß Belgrad begreift und sich mit Paris ins Einvernehmen setzt.

Frankreich und England haben konferiert und „erwogen“. Die britische Regierung beriet in einer ihrer längsten Kabinettsitzungen das österreichische und italienische Problem. Eden, der unentwegte Italiengegner, hat demissioniert. Dies läßt auf allerlei schließen. Vor allem auf ziemlich ernsthafte britisch-italienische Verhandlungen. Und damit auf gewisse italienische Angebote, die von Eden abgelehnt, von andern Ministern aber als annehmbar betrachtet wurden.

Der Fall, daß Mussolini zu einer Schwenkung gedrängt wäre bei Bedrohung Oesterreichs durch Hitler, ist gekommen. Der Duce hat sich rätselhaft benommen. Schuschnigg wollte ihn ans Telefon kriegen, doch er fuhr irgendwo Ski. Wollte Mussolini den Westmächten die deutsche Gefahr demonstrieren, um endlich mit England handeln zu können, und ließ er darum Schuschnigg zappeln? Ein gefährliches Spiel. Wenn ihm nun aber wenigstens gelungen sein sollte, mit London Kontakt zu fassen, was wird dabei heraus schauen? Die italienische Presse tut so, als ob die Engländer an den Besprechungen gehangen, gar nicht Rom! Das klingt wie eine Ablehnung vor den deutschen Ohren, die natürlich mißtrauisch sein müssen.

Es ist allerhand Merkwürdiges im Werden. Ob Mussolini von den Deutschen kräftigere Hilfe in Spanien oder von den Engländern die Anerkennung des Impero oder Francos erpressen will, jedenfalls gedenkt der Mann die Situation auszunutzen. Sollte aber seine Gleichgültigkeit im Falle Oesterreich echt sein, dann müssen wir alle vor dem zittern, was Hitler Italien für diese Opferung Oesterreichs versprochen hat und leisten wird.

—an—

Kleine Umschau

Diesmal machen wir mit unserer Stadt den Anfang zu unsern mehr oder weniger weltgeschichtlichen Betrachtungen, und zwar bringen wir unsere Freude zum Ausdruck, daß vielen die Augen über die Schönheiten und den künstlerischen Wert der alten Stadt aufzugehen beginnen. Die Bemühungen, die von verschiedenen Seiten aus nach dieser Richtung erfolgten, scheinen ihre Früchte zu tragen. Dabei sei festgestellt, daß sich nicht zum mindesten „Ausländer“ ins Zeug legten und den Bernern sagten: „Schaut doch auch, wie schön eure Stadt ist!“ wobei zu sagen ist, daß in Bern als Ausländer nicht bloß Angehörige der Länder, die von jenseits dem rot-weißen Grenzstrich herkommen, verstanden zu werden pflegen, sondern auch Schweizer anderer Kantone, und wenn diese auch ans Bernbiet angrenzen. Aber es ist ja nun einmal im Leben so, daß man meist nicht schätzt, was man besitzt. Und so geht's auch mit den Schönheiten Berns. Aber wir glauben doch, daß das Morgenrot einer besseren Einsicht angebrochen ist. Davon spricht schon der Antrag, die Marktgasse mit einer Pflasterung statt mit Asphalt versehen zu lassen. Und überhaupt scheint uns, als ob langsam, langsam eine Abkehr von der Hochmodernen einträte. „Was können wir den Fremden noch zeigen, wenn alles uniformiert werden soll?“ diesen Einwand vernahm man des öftern zu jener Zeit, als ein Betonblock nach dem andern seine zuchthäuslerischen Fensteranordnungen in unsere prächtige Landschaft anzuordnen begann. Ja die Fremden! Auf diesem Gebiete stehen sich divergierende Anschauungen gegenüber. Da gibt es Kreise, die darauf dringen, recht viele Fremde nach Bern zu locken und ihnen alles mögliche „vorzuspizieren“. Andere wiederum behaupten, Bern sei erst wieder schön und gemütlich, wenn die fremden Gesichter aus seinen Lauben verschwänden. Aber sei es für Fremde oder für Einheimische: daß die Schönheiten der Stadt erhalten bleiben müssen, das ist eine ausgemachte Forderung.